

Leseprobe aus:
Franz Schuh
Lachen und Sterben



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2021 Paul Zsolnay Verlag Ges.m.b.H., Wien





Franz Schuh

LACHEN
UND
STERBEN

Paul Zsolnay Verlag

Mit freundlicher Unterstützung der Kulturabteilung
der Stadt Wien, Literatur



1. Auflage 2021

ISBN 978-3-552-07229-9

© 2021 Paul Zsolnay Verlag Ges. m. b. H., Wien

Textnachweis: Georg Kreisler, Taubenvergiften

© Barbara Kreisler-Peters; Elias Canetti, Die Fackel im Ohr.
Lebensgeschichte 1921–1931 © 1993 Carl Hanser Verlag München;
ders., Die Blendung © 1992 Carl Hanser Verlag München; ders.,
Ich erwarte von Ihnen viel. Briefe. Aus dem Nachlass hrsg. von Sven
Hanuschek und Kristian Wachinger © 2018 Carl Hanser Verlag
München; ders., Komödie der Eitelkeit. Aus: Gesammelte Werke
Band 2 © 1995 Carl Hanser Verlag München; Carl Merz, Helmut
Qualtinger, Der Herr Karl © 1996, 2007 Deuticke im Paul Zsolnay
Verlag Wien; Odo Marquard, Zukunft braucht Herkunft. Philoso-
phische Essays © 2003, 2020 Philipp Reclam jun. Ditzingen

Satz: Nadine Clemens, München

Autorenfoto: L&P

Umschlag: Anzinger und Rasp, München

Motiv: © Robert Samuel Hanson @2agenten.com

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungs-
vollen Quellen
FSC® C083411

Die Zeit kommt nicht, sie vergeht.

Die Schwarzwaldklinik (1985)

2020

In diesem Winter
und in dem Winter davor
habe ich kein einziges Mal
meinen Wintermantel getragen.

Das war vielleicht ein Glück!
Denn ich bin wieder einmal dicker
geworden,
dicker, als ich damals war,
in dem Jahr, da ich den Mantel kaufte.

Vielleicht hätte er mir nicht mehr
gepasst,
obwohl ich jeden Mantel größer kaufe,
als gerade angemessen wäre.
»In weiser Voraussicht«, wie man sagt.

Die Frage ist in diesem Frühling
ohnedies überholt.
Es kursiert die Nachricht,
dass manche Leute zur »Risikogruppe«
gehören.
Die muss man entweder schützen
oder ihrem Schicksal überlassen.

In meiner Quarantäne
benötige ich keinen Mantel,
nicht einmal eine Jacke.
Hemden oder T-Shirts genügen
die nächsten drei Monate.

Vielleicht muss ich länger so auskommen.
Zum Trost ist draußen Frühling.
Manchmal scheint die Sonne,
und es ist schon sehr warm.

TOT IN WIEN

»Schock am Dienstag: Während der Fahrt polterte plötzlich ein Sarg aus einem Fahrzeug der Wiener Bestattung auf die Straße und zersplitterte. Der Transporter war gegen 11 Uhr auf der Atzgersdorfer Straße, Ecke Riedelgasse, unterwegs, als sich aus bislang ungeklärter Ursache die Ladetür öffnete. Der Sarg hätte aus Lainz in die Bezirksbeisetzungs-kammer Favoriten gebracht werden sollen. Genauere Details zu dem/der Verstorbenen werden von der Wiener Bestattung aus Rücksicht auf die Hinterbliebenen nicht veröffentlicht. Die Straße sei in diesem Bereich sehr steil gewesen, man gehe derzeit von einem technischen Defekt aus. Bei dem Klein-Lkw von Mercedes handelt es sich um einen »Fourgon«, wie das Fahrzeug im Bestatterjargon bezeichnet wird. Mit diesem werden regelmäßig Verstorbene von den Kühlhäusern der Spitäler zu Leichenhallen transferiert. Der gekühlte Transporter bietet Platz für insgesamt zehn Särge – bei dem heutigen Vorfall war nur eine Leiche an Bord. Der Fahrer, der alleine von Hietzing auf dem Weg in eine Bezirksleichenkammer in Liesing war, reagierte pietätvoll und richtig, indem er die Leiche in einen Sanitätssarg umbettete und den zerborstenen Holz-sarg so gut wie möglich abdeckte. Die Angelegenheit war in etwa zehn Minuten erledigt, auch durch die Unterstützung alarmierter Kollegen. Der oder die Tote blieb »unversehrt«. Die Angehörigen, sofern es welche gibt, würden über den Vorfall informiert. »Wir sind untröstlich, dass das passiert ist«, beteuerte der Sprecher der Wiener Bestattung. Dass die Verriegelung der hinteren Türe defekt ist, sei klar. Wieso sie versagt

hat, weiß man nicht genau. Auf der steilen Rosenhügelstraße wäre der Sarg jedenfalls aus dem offenen Transporter gerutscht. Dem Fahrer könne man einen technischen Defekt nicht vorwerfen. Er erlebte unschöne Minuten am Dienstagvormittag: Damit nicht genug, dass der Sarg auf der steilen Rosenhügelstraße aus dem Wagen rutschte. Da sich der Tote in einem Holzmodell befand, zersplitterte der Sarg auf der Straße. Der Vorfall wurde vom Sprecher der Bestattung Wien bestätigt mit dem Hinweis, dass so ein Vorfall trotz 30 000 jährlich durchgeführter Fahrten noch nie vorgekommen sei. Glück im Unglück: Der Fahrer des Leichenwagens brauste nicht davon, sondern bemerkte den Vorfall sofort und betete den oder die Verstorbene – Details werden nicht bekannt gegeben – mit zu Hilfe gerufenen Kollegen in einen Sanitätssarg aus Metall um. Der zersplitterte Holzsarg wurde pietätvoll abgedeckt. Als Ursache des tragischen Missgeschicks wird ein technischer Defekt genannt, da der Wagenlenker vor Fahrtantritt die Türe vorschriftsmäßig verriegelte. Die Hinterbliebenen des transportierten Toten wurden verständigt, beziehungsweise >würden< – sie würden verständigt, falls es Hinterbliebene gäbe. Spuren des Unfalls, der ein Vorfall ist, also eigentlich ein Rausfall in den Abfall der Straße, sind an dem Körper, also an der Leiche übrigens, übrigens nicht ersichtlich. Nach dem Vorfall stand der Fahrer des Unglückswagens unter Schock. Er wurde noch am Dienstag vorzeitig nach Hause geschickt.«

»LEBENSILFE WIEN«
(FÜR DO)

1

Was soll ich sagen? Eines muss ich sagen, und ob es wahr ist, den Beweis für die Wahrheit, hat zum Beispiel der Verleger des Zsolnay Verlags, Herbert Ohrlinger. Jetzt steht der Verleger nicht nur hinter meinem Buch, sondern sogar in meinem Buch. Man wird sehen, wie der Buchhandel sich auf die Dauer macht und wer dann noch irgendwo steht. Wo steht aber der Autor?

Es ist jedenfalls wahr, dass der Titel dieses Buches »Lachen und Sterben« mit dem Coronavirus gar nichts zu tun hat, und es ist sogar wahr, dass mir das Virus gar nicht ins Konzept passt. Es ist ja Corona nicht bloß ein Virus, sondern auch eine eigene Textgattung geworden – ein ganzes Theaterstück über eine Pandemie konnte nicht aufgeführt werden wegen der Pandemie. Kultur ist, wenn sich die Katze in den Schwanz beißt. Einmal wollte ich sogar ein Gedicht veröffentlichen – der Redakteur lehnte freundlich ab, das Gedicht »Der Tod im Haus« – in diesem Buch glücklich abgedruckt – spiele unvermittelt, also ohne die künstlerisch gebotene Indirektheit, auf das Coronavirus an.

Das Virus gab es aber gar nicht, als ich das Gedicht schrieb, man kann die Baugesellschaft fragen, die das Haus neben dem meinem abriß, sodass eine Wand meiner Wohnung nackt in der Häuserzeile stand. 75 Prozent meiner Besucher erkannten mein einseitig alleinstehendes Heim nicht wieder. Sie hatten mitten in ihrer Hei-

matstadt belastende, verstörende Fremdheitsgefühle und fuhren gleich weiter in Gegenden, die sie besser zu kennen glaubten. Ich machte im informierten Kreis, in der gehobenen Bildungsschicht, den pädagogischen Vorschlag, Corona als Textsorte in die Maturaprüfung aufzunehmen, zumal ja für die Matura heute weniger Literatur im alten Sinn gefragt ist als zum Beispiel die Sorte Leserbrief an die *Krone*, die ja als *Kronen-Zeitung* mit ihrem Eigennamen schon wiederum von Corona erzählt.

Es gibt kein Entkommen (oder – sollte es schon vorbei sein – damals, damals gab es kein Entkommen), es sei denn durch die absurde Ästhetisierung, die mir, einem Angehörigen der extremen »Risikogruppe«, am Herzen liegt. »Wir« stellen eben die meisten Toten, »wir« mit unseren »Vorerkrankungen«. Dafür waren wir schon in den fünfziger Jahren auf der Welt, standen mit beiden Beinen im jungen Leben und wissen heute: »Corona, Corona, Corona« – das muss man singen im Stile von Vico Torriani, einem Schweizer, der auf Italianità machte und dessen Italienisch, obwohl es perfekt war, stets nach deutschem Touristen in Caorle klang. Auch Caterina Valente hätte ohne weiteres mitsingen können: »Corona, Corona, Corona.«

Ob ich deppert bin, ein deppertter Snob, fragt mich jemand im informierten Kreis, aus der gehobenen Bildungsschicht. Es sei doch klar, wenn Leben und Sterben an Corona hängt, dass da mindestens eine Textsorte herauschaut. Ecce homo, c'est la vie – ich gebe alles zu, und wenn die Thematisierung einer Menschheitsplage *businesslike* erfolgt, bin ich auch dabei. Schließlich arbeite ich auf demselben Feld. Ich habe keine Ahnung, ob die Allmacht, die das Virus nicht zuletzt durch die Dauerrede darüber genießt, angemessen ist oder ob sich die Menschen zu einem Tunnelblick verdammt haben, mit dem sie um sich blicken und angstlüstern immer nur ES sehen. Aber auf einmal scheinen immer

mehr davon genug zu haben, und sie sehen ES überhaupt nicht mehr, weil sie ES einfach nicht mehr sehen wollen. Wohin wird das führen?

»Lachen und Sterben« hat ursprünglich gar nichts mit meiner über Nacht gekommenen Erkrankung zu tun. Meine Zugehörigkeit zur großen Menge der hospitalisierten Personen kam viel später. Wer krank ist, hat aber etwas zu erzählen, ich diese Anekdote: Nachdem ich ins Spital eingeliefert worden war, ersuchte meine Freundin Dorit den an mir diensthabenden Arzt um eine Auskunft, wie es denn um mich stünde. Zufällig kannte mich der Arzt aus dem sogenannten normalen Leben. Der Freundin teilte er mit, dass mein Tod wahrscheinlich wäre, und er fügte hinzu: »Er hat sich ja immer für den Tod interessiert.« Ja, das stimmt, und auch der Tod hat sich für mich interessiert.

Ich habe ihn mir am Beginn des Buches »Sämtliche Leidenschaften« schon einmal vorgenommen, persönlich hat er mich ja noch nicht eingeholt, aber es ist nicht zu leugnen, dass seine Vorwegnahme in Gedanken der Vorbereitung auf ihn dient: Minimierung der Überraschungsmomente bei gleichzeitiger Resignation angesichts der Wahrscheinlichkeit, dass es erstens anders kommt, als man zweitens denkt. Aber man kann sicher sein, dass es kommt. Das ist doch komisch, wenn auch nicht lustig. In der »Ballade von der Unzulänglichkeit menschlichen Planens« lässt Bertolt Brecht singen: »Ja, mach nur einen Plan! / Sei nur ein großes Licht! / Und mach dann noch 'nen zweiten Plan / Gehn tun sie beide nicht.« Theologisch heißt das, und die Sentenz wird Pascal zugeschrieben: »Wenn du Gott zum Lachen bringen willst, erzähl ihm deine Pläne.« Sicher, das ist das Konzept von Gott: Wer zuletzt lacht, lacht am besten, und das kann nur ER sein. Ein guter, ein braver Theologe muss darauf aufpassen, dass sein Herrgott am Ende nicht als der große Zyniker dasteht, der über die Idioten

lacht, die er geschaffen hat. Da gibt es aber nichts zu lachen, und Gott lacht freundlich über unsere Pläne, über die liebenswürdige, kindliche Naivität, mit der wir glauben, die gewünschte Zukunft zu haben. Der Mensch ist ein Kind Gottes, und daher ist er, wie es in Brechts Ballade heißt, nicht schlecht genug für dieses Leben: »Denn für dieses Leben / Ist der Mensch nicht schlecht genug. / Doch sein höh'res Streben / Ist ein schöner Zug.«

Mehr als ein schöner Zug ist die menschliche Hingabe an das Höhere nicht (also an das, was die eigene Schlechtigkeit überhöht), immerhin kann man versuchen, an den schönen Zug anzuknüpfen. Falls nur ein Schöngeist dabei herauskommt, hat man halt Pech gehabt. Zuhause bei sich ist der Mensch (wer immer »der Mensch« ist) weder in seinem schönen Zug noch in seiner Schlechtigkeit, aber in beidem kann er höchste Präsenz erringen, furchtbare oder befreiende Gegenwart. Nein, Lachen und Sterben ist kein Thema, das äußerer Anlässe bedarf, auch wenn solche Äußerlichkeiten sich manchmal in das Innere der Seelen hineinfressen können und dann keine Äußerlichkeiten mehr sind. Lachen und Sterben spielt auch nicht auf das Sich-Totlachen an. Diese Floskel kommt vom Neid darauf, dass in der Tragödie alle, die auf sich halten, spektakulär sterben dürfen. So eine Wirkung will die Komik auch haben.

Vorsichtig gesagt, enthält die Zusammenstellung von »Lachen und Sterben« eine Utopie, die das »amor fati« unterläuft. Amor fati ermöglicht einen Zustand, durch den man sein Schicksal liebt (auch weil es das höchsteigene ist), selbst wenn es grauenhaft oder zerstörerisch daherkommt. Im Lachen sehe ich eine Chance, dasselbe Schicksal auszulachen und entsprechend dramatisch lachend unterzugehen. Das Theorem von amor fati, von der Liebe zum (eigenen) Schicksal unterschlägt die Unterwerfung, die Akzeptanz eines Leidensweges, den man heroisch inszeniert. Das La-

chen weist solche Zumutungen von sich und spielt sich im letzten Moment noch für ein wenig Souveränität auf. Beide Konzepte sind Utopien und als solche Orientierungen, die realiter nur in Bruchstücken vorkommen. Von Brüchen soll man angeblich lernen können, nämlich vor allem, wie man sich ein integrales Ganzes vorstellen möchte. Mit Utopien dieser Art versucht man, mit einer Essenz die Existenz zu programmieren. Aber, wie gesagt, mach nur einen Plan ...

2

Problemlos kann man das Magazin des Glücks umbauen: in ein Magazin des Unglücks. »Magazin des Glücks« hieß ein genialer Entwurf für eine Revue von Ödön von Horváth: ein Haus mit Zimmern und Praktiken, die alle, die Eintritt zahlen, glücklich machen. Die Angestellten im Haus, die Magazineure, sind gezielt nicht glücklich. Soziologisch gesehen ist Horváths »Magazin des Glücks« eine anschauliche Skizze von dem, was man heute Glücksindustrie nennt. Edgar Cabanas, ein spanischer Psychologe, und Eva Illouz, die israelische Soziologin, haben in ihrem Buch »Das Glücksdiktat« diese Industrie und ihre Versuche, dem Leben für Geld die Negativität auszutreiben, angeprangert. Horváths Titel »Magazin des Glücks« habe ich mir ausgeborgt und als Untertitel für mein Buch »Fortuna« verwendet.

Die Glücksgöttin Fortuna ist ambivalent, sie hat nicht wenig mit dem Unglück zu tun. Glück und Unglück – die Begriffe bieten sich für eine dialektische Wechselwirkung an. Man sollte aber auch einen Glücksbegriff in Erinnerung behalten, der nicht die Dialektik von Glück und Unglück betont, einfach weil für einen Menschen das Glück so wunderbar, so außerordentlich sein kann,

dass die Grenze seines Glücks kein Unglück ist. Das Glück steht dann allein da, souverän, grenzenlos und alles überstrahlend. Mit der Zeit vergeht jedes Glück sowieso, und in der pessimistischen Tradition ist das Glück ohnedies von vornherein nur eine Chimäre. Die Pessimisten rechnen mit dem Schmerz, mit dem Leid, und Glück besteht für sie höchstens in der Vermeidung des Unglücks. Kein Unglück ist für sie schon ein Glück.

Schuld an diesen meinen Überlegungen ist kein geringerer als Otto Schenk, ein Theatermann, von dem man sagt, er sei ein großer Theatermann, hat er doch sogar Opern an der Metropolitan Opera in New York City inszeniert. Er ist aber auch Schauspieler, und ich, der viele seiner antimodernen Marotten nicht besonders leiden kann, halte ihn für einen großen Komiker, für einen der größten, den ich kenne. Im Fernsehen sieht man nicht wenige Aufnahmen von früher, und in einer dieser filmischen Konserven führen Otto Schenk und Michael Niavarani ein Gespräch. Ich will niemandem durch meine aufdringliche Zuneigung auf die Nerven gehen (so wie mir das bei Harald Schmidt einwandfrei gelingt), aber es ist so, wie es ist: Für mich ist Niavarani ein großer Komiker, die Leichtigkeit seiner Einfälle, die Schnelligkeit seiner Reaktionen, und Schenk gegenüber: seine besondere Art der Gesprächsbereitschaft.

Michael Niavarani, der Gesprächsführer, der Moderator, beherrscht eine seltene Kunst: Er ist von starker Präsenz und lässt dennoch seinem Gesprächspartner den Vortritt. Er spricht mit und lässt den anderen reden.

Der andere, Otto Schenk, ist ein Mann von Genie. Genie – das meint hier eine Art innerer Kraft, ein Begeistertsein, das andere Menschen ebenfalls mit Begeisterung erfüllt. Nun arbeitet Schenk gewöhnlich mit komischen Effekten, aber an einer Stelle seines Gesprächs mit Niavarani packte ihn ein dramatischer Ernst. Es

ging ums Unglück und darum, dass – so Schenk – »die Unglücke«, die da im Kommen sind, alle gewesenen »Unglücke« in den Schatzen stellen werden.

Niemand kann sicher sagen, was ein anderer denkt (vor allem was ein gelernter Schauspieler denkt), aber man kann vermuten, dass Otto Schenk dachte: Wir hatten es so viele Jahre so außerordentlich gut, und das kann nur schlecht ausgehen! Ein bissl schlechtes Gewissen steckt dahinter wegen allzu schöner Zeiten, die zu schön waren, um wahr zu sein. Auch Erfahrungen stecken dahinter, die eine Lehre waren, wie schnell ein geordnetes Leben ins Chaos stürzen kann. Niemand weiß, was kommen wird – das stimmt vielleicht nicht ganz so, manche haben eine Ahnung, und es gibt eingespielte Denkweisen, die solche Ahnungen zum Ausdruck bringen. Eines dieser Denkmodelle heißt: Es wird noch schlimmer.

Unter Corona haben (hatten?) auch wir eine finstere Zeit. Man kann sich in solchen Zeiten die Frage stellen, ob der Mensch gut ist oder böse. Die Frage ist unbeantwortbar, man findet Belege für beides, in den USA sind fünfhundert Mal mehr Waffen verkauft worden als vor der Krise. Ein Käufer erklärt es dem Fernsehen: »Wenn einer wegen Corona durchdreht, ist es gut, wenn man etwas gegen ihn in der Hand hat!« In China, so berichtet ein Reporter, werden Ausländer als Sondermüll bezeichnet, der entsorgt gehört. Aber überall gibt es freiwillige Helfer und Arbeiter und Angestellte, die durch ihr Wirken die Zivilisation aufrechterhalten.

Man ist geneigt, das Gute und das Böse am Menschen gegeneinander auszuspielen: Entweder Solidarität oder Untergang, entweder Corona-Party am Strand oder einsam daheim verharren in der Abwehrhaltung gegen das Virus. Die Grauzonen sind weniger charmant, aber umso mehr in der Realität verankert. Lachen jedenfalls hat, siehe oben, eine metaphysische Seite, es hat aber

auch eine rein professionelle Seite, oder um es – Rudi Carrell hart variierend – zu sagen: »Komiker ist ein Beruf, ist ein Beruf, den der Herrgott schuf.«

Ausgangsbeschränkung: Es ist zweierlei, dem ich alles unterordne, was ich mir zur Lage in der Zeit der Ausgangsbeschränkungen denke (dachte?). In den wesentlichen Fragen gibt es erstens (noch) keine sicheren Antworten. Alle müssen mit und in der Ungewissheit leben und sterben. Dieses banale Prinzip kann man jedoch nicht als Grundlage dafür verwenden, sich keine Gedanken zu machen. Der Optimismus, der seit der Aufklärung mit dem Selberdenken verbunden ist, ist (noch) in Kraft: Also nicht bloß denken, was einem zum Beispiel eine Regierung als das einzig Denkbare vorschreibt. Die Regierung, selbst die wahrhaftigste, muss Sicherheit suggerieren, auch wenn es keine geben kann. Die Unsicherheit hat zumindest diese eine garantierte Folge: Im öffentlichen Raum konkurrieren viele Vermutungen als Gewissheiten, und heute heißt es: »Jetzt Sorge vor zweiter Corona-Welle.« Dabei hat gestern ein Virologe vom Mount Sinai Hospital (New York) im öffentlich-rechtlichen Fernsehen bereits die dritte Welle angesagt.

Das zweite Prinzip, an das ich mich halte, lautet: Man muss aus den angegebenen Gründen weniger dogmatisch, sondern entschieden hypothetisch sprechen. Das heißt, man muss in seinen Kommentaren zur Lage deutlich machen, dass man sich vielleicht nur in unbewiesenen Annahmen ergeht. Das wäre ja kein Problem, gäbe es in dem Meer des Ungewissen nicht tatsächlich auch Tatsachen, über die man sich besser jede Meinung erspart, weil man bewiesene Tatsachen einfach zur Kenntnis nehmen muss. So tritt hier ein altes Problem auf, das Problem, dass der Zweifel vernünftigerweise kein Selbstzweck ist, sondern dazu dient, das Unbezweifelbare, wenn nicht sogar ein »fundamentum inconcus-

sum«, ein unerschütterliches Fundament, zu finden. Man sollte skeptisch bleiben, aber zugleich stets dazu imstande sein anzuerkennen, was man bei Verstand nicht abstreiten kann. Das kommt einem doch leicht vor, aber man studiere die sogenannten sozialen Medien. Die Freude daran, just das Unbestreitbare abzustreiten, wollen sich viele nicht nehmen lassen.

Ein anderes Problem, das immer wiederkehrt, ist das von Optimismus und Pessimismus. Im Radio qualifizierte ein Redakteur die Aussagen eines Unternehmers, eines »Hauptaktionärs«, als sehr optimistisch. Der Mann antwortete: »Mit Pessimismus geht gar nichts.« Da hat er recht, Pessimismus ist Selbstlähmung. Ein Pessimist kann sich die eigene Einschätzung, dass alles schlecht und immer schlechter wird, leicht selbst erfüllen. Pessimisten verwirklichen aus Eigenem die Aussichtslosigkeit, die sie in die Lage projizieren.

Hat sich der Pessimist selbstgefällig dem Aussichtslosen verschrieben, so gibt es Optimisten, die in ihrem Tatendrang nichts als blöd sind. »Ein Optimist«, hat Karl Valentin gesagt, »ist ein Mensch, der die Dinge nicht so tragisch nimmt, wie sie sind.« Das ist traurig, aber anstatt über diesen Sachverhalt gründlich zu trauern, beschäftigt die Gesellschaft eine große Menge von Optimisten, die beteuern (und zwar nicht selten für Geld), dass alles gut wird. Uns Trauernden wird gesagt: »Suchen Sie sich professionelle Hilfe bei Ihrem Optimisten!«

Die Profis des Optimismus, die einem das schon zitierte »Glücksdiktat« vorbuchstabieren, finden sich unter Psychologen, unter Coaches, Ärzten und Journalisten. Die professionellen Optimisten versprechen mehr oder weniger deutlich, die Negativität, das Unglück aus dem Leben austreiben zu können. *Ollas leiwand* auf Wienerisch, man muss es sich nur einbilden, den Coach bezahlen, sein Buch kaufen, dann klappt es.

Es gibt Leute, deren These lautet: Nach Corona (mit Corona und durch Corona) wird die Schöne Neue Welt beginnen. Manche deuten es Gott sei Dank nur vorsichtig als Möglichkeit an. Dabei üben sie sich im Schönsprechen: Die Pandemie sei eine »Einbruchstelle für eine fundamentale Änderung der sozio-politischen Ordnung«. Im geschichtsphilosophischen Smalltalk wird die Möglichkeit eingeräumt, »dass man später von einer Epochenwende im Jahr 2020 sprechen wird«. Vielleicht. Aber ob es eine Wende zum Guten, auch nur zum Besseren wird?

Andere sind sich da sicher. Der Schock brächte Gutes in die Welt, es wird eine Art Reinigung gewesen sein. Viele werden sich erleichtert fühlen: Die Hetzerei im Alltag, das Quatschen in den Medien – es wird sich erledigt haben. Verzichte müssen nicht unbedingt Verlust bedeuten, sondern können sogar »neue Möglichkeitsräume« eröffnen. Halbwegs intelligente Menschen ringen nach Worten, auch nach einem Wort, mit dem man die Polarisierung von Pessimismus und Optimismus beenden könnte. Eine Lösung ist: *Eh wurscht*, oder mit einem Aphorismus von Karl Valentin ruhig hingesagt: »Ich freue mich, wenn es regnet, denn wenn ich mich nicht freue, regnet es auch!« Man höre die schöne Sprachregelung: Weder blauäugige Optimisten noch resignierende Pessimisten wollen wir sein, sondern Possibilisten, also Menschen, die Möglichkeiten sehen. Vielleicht muss man das gar nicht. Sibylle Berg, die Dichterin, wurde gefragt: »Wird es jemals so sein, wie es war?« Sie antwortete: »Ich fürchte, ja.« Näheres über die Zukunft erläuterte sie so: »Die, die nicht Bankrott gehen, werden weitermachen wie bisher. Andere werden neu anfangen, und wieder andere können sich aufhängen.«

Kein Zweifel, zu welcher Gruppe ich gehöre. Aber mein Interesse für Aussagen, die sich an der nichts Gutes verheißenden Grenze vom Kynismus zum Zynismus und retour bewegen, habe ich

noch. Der Kynismus ist eine in der animalischen Körperlichkeit des Menschen wurzelnde Philosophie, die angesichts unserer niederen Bedürftigkeit alles Hochtrabende verlacht. Und der Zynismus ist die schlichte Freude am Leid der anderen. Es war eine satirische Fernsehsendung mit dem schönen Titel »Willkommen Österreich«, in der Sibylle Berg ihr Urteil fällte. Sie wurde übers Internet aus der häuslichen Quarantäne in die Sendung hineingespielt. Sibylle Berg trug ein Oberteil. Man sah von ihr auf dem Bildschirm nur ein Brustbild, und dass sie unten nichts trug, sagte sie. Es muss nicht wahr gewesen sein, gut erfunden war es auf jeden Fall. Das hätte für den Befund des Kynischen genügt, aber zusätzlich hielt die Dichterin ihre Füße eng an die Kamera, um zu zeigen, welche Kunststücke sie mit den Zehen machen kann.

Ich besitze einen Schreibblock von der »lebenshilfe wien«. Auf jeder seiner Seiten steht – in einer roten Ellipse – ein Ausruf, den ich bejahe. Er lautet: »JA zur Inklusion.« Ich habe auch einen Block vom »Hotel am Domplatz« in Linz, aber dessen Seiten sind nicht liniert. So notierte ich auf dem lebenshilfe-Block mit den hilfreich linierten Seiten die Ausführungen eines meiner Idole, des Soziologen Heinz Bude, der in der österreichischen Fernsehsendung »Kulturmontag« auf Befragung ein kleines Referat hielt. »Kulturmontag« ist ja gut: Wir fangen am Montag gleich mit der Kultur an, dann haben wir den Rest der Woche eine Ruh davon. Um dagegen dem Auftritt von Heinz Bude ein wenig Dauer und Erinnerung zu verschaffen, referiere ich gleich sein Referat, aber nicht ohne die Schande zuzugeben, dass ich zuerst glaubte, dieser verehrte Mann sei verrückt geworden.

Der unverzeihliche Eindruck kam daher, dass sein Referat mir zu viel Optimismus ausstrahlte. War er unter die billigen Prediger gegangen, die uns eine bessere Welt nach der Katastrophe einredeten? Erst beim zweiten Anhören offenbarte sich mir eine Sicht-

weise, die ich – mea culpa – zwar nicht teilen kann, deren Überlegenheit meinen Zweifeln und Verstimmungen gegenüber ich aber mit Freude anerkenne.

Ich beginne mit einer Polemik Budes, die seine Ausführungen krönt, mit der er sie jedenfalls beendet. Sie betrifft die anders denkenden Kollegen und putzt sie herunter. Es sei eine Form von »Arbeitskonsens« nötig, um aus der Krise herauszukommen: »Dazu braucht es Leute, die nicht so wahnsinnig darauf aus sind, dass sie Nonkonformisten sind, dass sie irgendwelche Grundprobleme sehen – das sind meistens Leute, die sagen, was sie immer schon gesagt haben.«

Ich sehe Grundprobleme, aber es ist nicht ganz so, dass ich sage, was ich immer schon gesagt habe. Ich habe in der Krise um Worte gerungen, mein Lieber! Ich lege auch keinen Wert darauf, dass es Leute wie mich braucht, ich sehe mich bloß zum Nachdenken darüber gezwungen, was »eigentlich« los ist. Ich will es verstehen, und Bude hilft mir: Sein Stichwort ist »Arbeitskonsens«, also eine Art vernünftiges Übereinkommen aller Menschen, die guten Willens sind. Man kann es auch Solidarität nennen – ein Begriff, mit dem ich im Privatleben eine schlechte Erfahrung hatte: Als vor vielen Jahren eine Geliebte mich mies behandelte, jammerte ich, sie müsse doch solidarisch sein. »Ein Liebesverhältnis«, sagte mein Freund Konrad darauf, »ist nicht die Gewerkschaft.«

Aber »Arbeitskonsens« enthält neben der Utopie der Übereinstimmung noch zweierlei: Erstens den Vorrang des Tuns, der Praxis, und zweitens die Provokation von Unaufgeregtheit. Dies war überhaupt Budes Tonart: intelligent beschwichtigend, ein Ton, mit dem man aufgeregte Interventionen ins Timeout zu schicken versucht. Eher aufgeregter war die erste Frage der Redakteurin Clarissa Stadler. Nein, sagte Bude, es war nicht »angstgetriebene Kon-

formität«, mit der viele Menschen sich in der Krise den obrigkeitlichen Anordnungen fügten. Nach seiner Wahrnehmung war es die Einsicht vieler Leute, man müsste etwas tun. Es hätte, so Bude, eine »enorme Solidaritätsbereitschaft« geherrscht, wie könnte man das nur übersehen. Viel stärker als die Angst wäre das »Gefühl von Ohnmacht« und ein Verantwortungsgefühl »für sich und andere« gewesen, der Wille mitzutun.

Aber es gäbe doch den »Coronagraben«, die Entzweiung derer, die Disziplin fordern, und der anderen, die auf Lockerung setzen. Darauf riskierte Bude eine Vorhersage: »Es wird viel ruhiger gehen, als viele glauben.« Damit ging er sehr weit in Richtung eines ideologischen Optimismus, einer Eh-alles-gut-Propaganda. Ruhe ist danach keine Bürgerpflicht mehr, sondern sie ist schon des Bürgers Freude. Wollte Bude seine intellektuelle Satisfaktionsfähigkeit behalten, musste er im Lauf die Richtung ändern. Und da verließ er sich ganz auf das Unbestreitbare: auf die real existierenden sozialen Ängste, auf die ökonomischen Ängste, auf »die Angstsummierung« mit der Grundlage der einen Angst, am Virus zu erkranken. Und er verwies auf das Wegbrechen der »Publikumswirtschaft«, der er zu Recht eine überaus wichtige Funktion zusprach, nämlich »die Relativierung der Isolationsmüdigkeit«.

»Publikumswirtschaft«, gemeint sind damit Friseure, Theater, Gasthäuser, auch die seltsamen Kleinbühnen und Rednerpulte, an denen ich mich manchmal breitmachen kann. Der Terminus ist treffend und hat etwas Notwendiges: Er besagt nämlich, dass das Publikum selbst das Programm macht, wenn es nicht überhaupt das Programm selbst ist. Moderatoren der Lage gibt es genug, die Kommentare folgen der Medienlogik: Sie sind für ein Publikum und nicht von einem Publikum. Die Publikumswirtschaft bietet die Möglichkeit eines mehr oder minder spontanen Meinungsaustausches, einer wechselseitigen Relativierung des Erlit-

tenen. Funktioniert diese Relativierung nicht, dann entsteht, so Bude, ein »Thematisierungsstau«. Das heißt für mich: Manch einem, dessen Herz voll ist, kann der Mund übergehen, er wird endgültig nicht mehr gehört.

Die Publikumswirtschaft hat die Funktion, Ausgleiche zu schaffen, Balancen herzustellen, Resonanzen zu ermöglichen, die das Leben im Fluss halten und es nicht in einem Stau abwürgen. Bude konkretisierte noch einmal das Negative der Krisenfolgen, und er ließ nicht aus, dass einige davon bleiben werden: Sicher wird es Wohlstandsverluste geben, sicher einen Verlust von Lebenschancen, aber – und da (ver)zweifle ich an seiner Einsicht – es wird »nicht so wahnsinnig schlimm, weil es bei allen auf der Welt passiert, wir kommen nicht ins völlige Nachsehen«.

Dass wir nicht völlig ins Nachsehen kommen, kann schon sein. Aber es kann auch sein, dass es deshalb wahnsinnig schlimm wird, gerade weil es bei allen auf der Welt passiert. Vielleicht (eine Unterstellung) steckt hinter Budes Trost durch das Gleichmache-rische des Schicksals auch so etwas wie ein Glaube an eine weltweite Solidarität, die in Kraft tritt, wenn man erkennt, dass bei allen das Gleiche passiert. Die Welt würde sich als Schicksalsge-meinschaft neu formieren. Ich wage mir einen solchen Glauben nicht auszudenken, muss ich auch nicht, zumal er nicht explizit zu Budes Analyse gehörte.

Zentral, der innerste Kern seiner Argumentation war eine Re-vitalisierung der klassischen Aufklärung. Es gebe, so Bude, keine klaren Lösungen, es gebe auch keinen Rechner, der uns – unter Be-rücksichtigung aller Cluster, Modelle oder Konstellationen – Ent-scheidungen abnimmt. Zu erreichen gelte es den schon zitierten »Arbeitskonsens«. Wir selbst, so interpretiere ich Bude, sind nun zum Mut gezwungen, uns unseres eigenen Verstandes zu bedie-nen. Er ist des Rätsels Lösung. In der Zukunft gelte es, sich »in eine

andere Form der Orientierung hinzubegeben«. Voraussetzung dafür wäre, wenn ich es recht verstehe, eine vielfältige Kompromissfähigkeit. Man muss sogar, denke ich, mit der Existenz, die man einmal hatte, Kompromisse schließen, weil man sie in ihrer alten Form nicht mehr wiederbekommt.